



ROAD TO *Hallelujah*

i m .
p r e
s s ●

MARTINA
RIEMER

Alle Rechte vorbehalten.

Unbefugte Nutzungen, wie etwa Vervielfältigung, Verbreitung, Speicherung oder Übertragung, können zivil- oder strafrechtlich verfolgt werden.

In diesem E-Book befinden sich eventuell Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Carlsen Verlag GmbH die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

Im.press

Ein Imprint der CARLSEN Verlag GmbH

© der Originalausgabe by CARLSEN Verlag GmbH, Hamburg 2015

Text © Martina Riemer, 2015

Lektorat: Katharina Kohlhaas

Umschlagbild: shutterstock.com / © bezikus

Umschlaggestaltung: formlabor

Gestaltung E-Book-Template: Gunta Lauck

Schrift: Alegreya / Juan Pablo del Peral, Architects Daughter / Kimberly

Geswein

Satz und E-Book-Umsetzung: readbox publishing, Dortmund

ISBN 978-3-646-60071-1

www.carlsen.de

MARTINA RIEMER

ROAD TO
Hallelujah



Für meine Leser!

Ohne euch wäre das hier nicht bereits mein drittes Buch, das ich nicht alleine,
sondern mit eurer Hilfe geschrieben habe.

Eure Begeisterung für meine Bücher, eure wundervollen Kommentare zu den
Geschichten und eure Liebe zu meinen Figuren geben mir die nötige Kraft,
auch weiter an meinem Traum des Schreibens festzuhalten. Danke!

1. Kapitel

Avicii – »Wake me up«



Sarah – 2 ½ Monate vor dem Abflug

»Das macht nichts, Oma. Lass nur. Ich mach' das gleich sauber«, rief ich mit einem Lappen in der Hand und eilte von der Küche durch den vollgestopften Flur zurück ins Wohnzimmer. Meine Großmutter beugte sich vor, um nach meinen Putzutensilien zu greifen. »Gib mir das Tuch, Sarah-Schatz.«

Doch ich wich ihr aus, verstärkte den Griff um meine Beute, bückte mich und wischte eifrig den Boden und den Couchtisch trocken, die mit Apfelsaft bekleckert waren. »Auf keinen Fall. Leg dich wieder hin. Alles, was *du* machen musst, ist, bald gesund zu werden. Dann kannst du wieder den Haushalt führen und hinter mir herräumen. Abgemacht?«

Wir wussten beide, dass dies so bald nicht der Fall sein würde. Dafür war ich zu stur und Großmutter zu schwach. Trotzdem gaben wir uns diesem Wunschdenken hin. Als sie mir keine Antwort gab, blinzelte ich von meinem Platz auf dem Boden aus zu ihr hoch. Sie starrte gerade abwesend ihre zittrige rechte Hand an, aus deren Griff zuvor das volle Glas gerutscht war. Immer, wenn mir wieder bewusst wurde, wie alt sie schon war, drückte ein dumpfer Schmerz in meine Magengrube, der sich nicht verdrängen ließ. Mit ihrem geblühten Nachthemd, dem hellen Bademantel und den zerzausten weißen Haaren, die sich partout nicht in ihrer Spange halten wollten, sah sie so zerbrechlich aus. Und nicht mehr wie die lebenslustige, starke Großmutter, die ich noch vor einem Jahr gekannt hatte und liebte.

Schließlich drehte sie ihr Gesicht zu mir und ihr einnehmendes, freundliches Lächeln rutschte zurück auf ihre Lippen, als ob nichts gewesen wäre. »Ja, Schatz. Du hast Recht. Sobald es mir wieder besser geht, werde ich dich nach Strich und Faden verwöhnen, dass dir noch ganz langweilig sein wird.«

Lächelnd stand ich vom Boden auf und steckte eine Strähne meiner widerspenstigen dunkelbraunen Locken zurück hinters Ohr.

»Hört sich klasse an, aber ich glaube nicht, dass mir langweilig werden wird, Oma. Bald steht doch mein Schulabschluss an und ich werde mit Lernen beschäftigt sein ...« Ich machte mich auf den Weg zurück in die Küche und sprach mehr zu mir selbst, als ich leicht frustriert vor mich hin murmelte: »... Damit ich auch nur ansatzweise eine Chance habe, diese ganzen unnötigen Fächer zu bestehen. Ich weiß nicht, wozu wir diesen ganzen Mist überhaupt lernen müssen, wenn wir ihn später sowieso nicht brauchen.«

»Na, na, na, mein Kind. Nicht ausfallend werden.«

Mit einer Grimasse drehte ich mich um und stapfte zu ihr ins Wohnzimmer zurück. Wenn ich lernen wollte, musste sie für diverse Soap-Operas oder Talkshows den Fernseher immer lauter drehen, aber was nicht für ihre Ohren bestimmt war, das konnte sie problemlos hören.

Ist ja klar. Trotzdem musste ich grinsen, als ich mich neben sie setzte und ihre Hand nahm. »Oma, ich bin seit einem Monat achtzehn und werde wie gesagt in zwei Monaten meinen Schulabschluss machen. Ich bin erstens kein Kind mehr und zweitens hab ich doch Recht, gib's zu.«

Zuerst blickte sie mich empört an, wie es wohl jeder erziehende Erwachsene tun würde. Doch dann stahl sich ein Schmunzeln auf ihre faltigen Gesichtszüge, bevor sie wieder versuchte ernst dreinzublicken. »Sarah, du weißt, wie wichtig eine gute Ausbildung und Noten sind. Und ...«, aber da musste ich sie bereits unterbrechen.

»Ach komm schon, als ob ich das nicht wüsste. Ich lerne ja, aber trotzdem ist so ein Blödsinn wie Rechnungswesen oder Mathe unnötig. Ich werde das

nie wieder brauchen und trotzdem muss ich mich durch diese Prüfungen quälen. Ich meine, hallo, sehe ich etwa aus wie eine spießige, konservative Steuerberaterin?»

Seufzend ließ ich die aufgestaute Luft entweichen und verschränkte die Arme vor der Brust. Es brachte sowieso nichts, sich darüber zu beschweren. Das hatte ich bereits zu Genüge getan und so kurz vor dem Abschluss hieß es: in den sauren Apfel beißen und weitermachen. Wie wohl bei allen Anforderungen des Lebens.

»Nein, so siehst du wirklich nicht aus.«

Omas Augen funkelten vergnügt, während sie durch meine Haare strich und sie zu einem Pferdeschwanz zusammenhielt, nur um die Haare dann wieder fallenzulassen und von vorne zu beginnen. Es war eine Art Ritual, das sie immer machte, wenn sie mich oder sich selbst beruhigen wollte. Es gelang ihr jedes einzelne Mal.

Wer braucht da schon Yoga oder Entspannungsmusik?

»Ich weiß, dass du mit Zahlen nichts am Hut hast, mein Schatz. Aber nicht mehr lange und dann kannst du endlich dieses Marketingzeugs studieren und vorher deinen Ausflug machen. Das wird ganz toll werden. Du wirst sehen, bald kommt wieder Sonnenschein.«

Ein dickes Band wand sich bei ihren Worten eng um meine Brust, bildete eine Schlinge und zog sich mit einem Ruck fest zusammen. Die jahrelange Vorfreude auf diese Reise nach Amerika, meine Auszeit, war in den letzten Wochen immer weiter in den Hintergrund gerückt. Die Befürchtung, diese Erfahrung vielleicht nie machen zu können, wurde mit jedem Atemzug stärker. Aber ich wollte nicht, dass mir Großmutter dieses Gefühl vom Gesicht ablesen konnte, sonst hätte sie gemerkt, dass etwas nicht stimmte. Daher setzte ich mich auf, schenkte mir ein Glas Wasser ein und nahm einen kräftigen Schluck.

Seit ich denken konnte und zufällig ein Bild der Freiheitsstatue gesehen hatte, war es mein Traum, für zwei, drei Monate in die Staaten zu gehen.

Während Freunde kamen und gingen, ich eine Zahnsperre angepasst und wieder abgenommen bekam, ich erwachsen geworden war und alles andere sich verändert hatte, blieb dieser Traum immer bestehen. Mein Blick glitt hinüber zum Bücherregal, in dem ein gerahmtes Foto meines Vaters stand. Angeblich hatte er aus Amerika gestammt, was vermutlich auch ein Grund für mich war, selbst dorthin fahren zu wollen. Ich wollte sehen, wo meine Wurzeln lagen. Hinzu kam, dass mein Bruder Nathan und ich sogar eine doppelte Staatsbürgerschaft und somit amerikanische Pässe besaßen, die wir noch nie benutzt hatten. Und nun, da ich bald den Abschluss in der Tasche hatte und endlich die Zeit gekommen war, konnte ich nicht gehen. Wie sollte ich Großmutter hier alleine zurücklassen, wenn Nat in Wien lebte und nur an den Wochenenden vorbeikam? Großmutter brauchte Unterstützung in ihrem Alltag – sie brauchte *mich*.

Johnny – 10 ½ Wochen vor dem Abflug

Der April hatte es wieder einmal so richtig in sich und ließ unaufhörlich die Schleusen geöffnet, damit auch jeder, wirklich jeder, von Kopf bis Fuß nass wurde. Als ich endlich durch die Eingangstür in den Wohnkomplex gestürmt war, fühlte ich mich wie ein verdammter begossener Pudel. Dabei hatte ich echt nichts übrig für irgendwelche Rassen oder Hunde im Allgemeinen. Ein Schirm hätte geholfen, aber so etwas besaß ich natürlich nicht und meine Hände waren sowieso mit zwei Taschen vollgepackt. Die Feuchtigkeit folgte mir durch den schmucklosen, mit Gekritzel beschmierten Eingangsbereich, der wie ein Schlauch zu dem abgetretenen Treppenhaus führte. Zwei Stockwerke weiter oben schloss ich die Tür auf und war endlich zu Hause. Wenn man eine alte Vierzimmerwohnung als *Zuhause* betrachten wollte, die neben dem stark befahrenen Wiener Gürtel lag und in der drei weitere Jungs wohnten, von denen keiner einen Ordnungssinn besaß. Aber hey, ich würde mich sicher nicht beschweren, da ich kein Stück besser war. Außerdem hatte ich schon viel Schlimmeres erlebt. Dagegen war unsere

Wohnung mitten in Wien der reinste Luxus, denn hier war ich frei und mein eigener Herr.

In der Küche stopfte ich die gekauften Lebensmittel in den Kühlschrank – der nebenbei erwähnt etwas unappetitlich roch, ohne dass ich die Quelle dafür benennen konnte. Nachdem ich alles verstaut hatte, fuhr ich mir über das Gesicht und wischte die langen Strähnen zur Seite, um wieder ohne Einschränkung sehen zu können. Normalerweise fand ich meine kinnlangen, fast schwarzen Haare ja ganz lässig – besonders die Bräute standen darauf, vor allem jene, die nur Spaß und keine Verpflichtungen wollten – aber heute gingen sie mir so richtig auf den Sack. Da es in der Wohnung stickig war, zog ich meine dunkle Lederjacke aus und legte sie auf einen der Hocker. Mit den restlichen Sachen machte ich mich auf den Weg in mein Zimmer, wobei ich einen Hindernisparcours aus Müllsäcken und Schuhen durch die Küche, über den Flur bis zu meiner Tür überwand. Gerade als ich sie schließen wollte, ertönte Nathans Stimme, als ob er mich abgepasst hätte. »Hi, Johnny, da bist du ja endlich.«

»Hey Mann, ich komme gleich. Einen Moment.«

Bevor Nathan seinen Kopf durch die Tür stecken konnte, schob ich sie mit der Hüfte zu, kramte nach meinem verschlissenen Rucksack und stopfte die CD samt dem riesigen Plüschbären hinein. Eigentlich war es unnötig gewesen, diese Sachen für Stefan und Anja zu besorgen. Zum Glück lebten sie seit fast zwei Jahren bei einer gut situierten Familie, die ihnen alles kaufen konnte, was sie wollten. Aber es war eine Tradition, ihnen etwas mitzubringen und mit dieser wollte ich nicht brechen. Auch wenn ich nicht mehr ein so großer Teil ihres Lebens war wie früher. Ich seufzte und schob diesen Gedanken beiseite. In ein anderes Fach steckte ich noch eine Boxershorts und ein frisches Shirt. Wer weiß, was der Abend noch bringen würde, man musste für alle Eventualitäten gerüstet sein.

Als ich fertig war, trat ich nach draußen zu Nathan.

»Was gibt's?«, fragte ich ihn, als ich vor ihm stand, eine Hand auf dem

Rucksackriemen und die andere in der Tasche meiner tiefsitzenden Jeans. Nathan trat mit einem Grinsen an mich heran.

»Was es gibt? Deinen verdammten Geburtstag, Kumpel!«

Er klopfte mir auf die Schulter und für einen Moment standen wir in einer steifen Umarmung im Flur. Bei Mädchen sah das immer locker aus, aber bei uns Kerlen wirkte es irgendwie plump und unnatürlich. Und das, obwohl Nathan zu meinen besten Freunden, vor allem zu meinen ältesten, gehörte.

»Alles Gute!«, rief Nathan und drückte mich noch einmal fest, so dass seine blonden Locken meine Wange streiften. Er strahlte von einem Ohr zum anderen, während ich mich kurz bei ihm bedankte. Weil mir sonst nichts einfiel, drehte ich mich Richtung Küche um und marschierte los, dicht gefolgt von Nathan, der heute fast schon *zu* gut gelaunt war.

»Was machen wir heute Abend? In welchen Club möchtest du gehen?«

Bevor meine Hand den Griff des Regals fand, in dem wir die Gläser aufbewahrten, hielt ich inne und wandte mich zu ihm um.

»Ach, weiß nicht ...«, überlegte ich laut und suchte nach einer Ausrede. Partys waren sonst mein Ding, aber heute hatte ich keine Lust auf dröhnende Beats und verschwitzte Körper. Zuerst plante ich, die Zwerge zu besuchen und dann würde sich vielleicht was mit Kamila oder Nadine ergeben. Beide waren unkompliziert, soweit ich das nach zwei, beziehungsweise drei Wochen beurteilen konnte. Vor kurzem hatte ich erst Kamila, vier Tage später Nadine kennengelernt. Unabhängig voneinander hatten sie mir gesimst, dass sie mich gerne wiedertreffen würden, um zu reden. Wie dieses *Reden* aussehen würde, konnte ich mir gut vorstellen – sogar in ziemlich lebhaften Bildern ... Vielleicht traf ich aber auch auf ein neues Mädchen? Ich war da nicht wählerisch.

»Um ehrlich zu sein, habe ich eigentlich schon was anderes vor.«

Zuerst wirkte Nathan etwas enttäuscht, aber dann wurden seine Augen groß und er lachte. »Ach, versteh' schon. Deshalb hast du den Rucksack dabei. Du triffst dich noch mit einer!«

»Sagen wir, ich habe eine Verabredung. Und deswegen muss ich jetzt auch los.«

Ich musterte ihn, suchte nach einem Anzeichen, dass er es mir übel nahm, konnte aber nichts davon in seinen Augen erkennen.

»Danke, dass du nicht sauer bist. Wir holen das ein anderes Mal nach, versprochen. Schönen Abend, Nat.«

Noch immer grinsend lehnte er an der Wand und sprach zu sich selbst, als ich durch die Wohnungstür hinausschlüpfte. »Dieser alte Hurensohn. Musiker müsste ich sein, dann hätte ich auch so ein Glück mit Frauen.«

Ich wusste, dass er *Hurensohn* nicht böse, sondern genau genommen als Kompliment meinte, trotzdem verzog ich den Mund. Obwohl er Recht hatte und genau ins Schwarze traf. Ich war ein Hurensohn von der schlimmsten Sorte. Obwohl mir das selbst klar war, wusste ich, dass ich mich trotzdem nie ändern würde.

Sarah – 5 Wochen vor dem Abflug

Die Schüler der *Handelsakademie Stockerau* stürmten nach dem letzten Glockenläuten hinaus aus den Klassen, hinein in das verdiente Wochenende. Auch ich ließ mich mit meinen Schulkollegen mittragen, die durch die Gänge und die Tür hinausströmten wie das Wasser eines gebrochenen Staudamms. Ein Freitagnachmittag, an dem man Pläne für das Wochenende schmiedete und Zeit finden sollte, um sich kurz zu entspannen. Doch ich konnte nicht loslassen – nur noch drei Wochen, dann standen die Prüfungen an. Aber das alleine war es nicht. Ich war schon den ganzen Tag nervös und verspürte ständig ein ungutes Kribbeln im Körper. Eine Unruhe, die ich mir nicht erklären, aber auch nicht abstellen konnte.

Eine Stimme rechts von mir ließ mich herumfahren und ich entdeckte Mario mit zwei anderen Typen aus unserer Abschlussklasse. Sie lachten und unterhielten sich aufgeregt, wie ich an ihren wild fuchtelten Armen erkennen konnte. Dann stellte sich Claudia zu ihnen und ich musste mit ansehen, wie

sie schamlos mit meinem Ex-Freund flirtete. Noch vor vier Monaten hätte mir diese Szene den Boden unter den Füßen weggerissen. Damals, als Mario von einem Tag auf den anderen gemeint hatte, er wollte seine Jugend genießen und sich auch mit anderen treffen. Und das, nachdem wir fast ein Jahr lang ein Paar gewesen waren. Bis dahin hatte ich gedacht, wir wären glücklich gewesen – und hatte ihm sogar meine Jungfräulichkeit geschenkt.

Ich Idiotin. Lächerlich, wie sehr ich mich in ihm und uns getäuscht hatte, aber das musste ich wohl unter der Kategorie *Naivität der Jugend* oder *Fehler, aus denen man lernt* verbuchen. Wie hatte ich nur so dumm sein können, zu denken, ich würde ihm reichen und könnte ihn ändern? Mit seinem hübschen, von blonden Haaren umrandeten Gesicht und dem dazu passenden, gut gebauten Körper war er schon immer ein Frauenheld gewesen. Ein typischer Fußballspieler in der Position des Stürmers. Mit einem riesigen Selbstvertrauen, zu vielen Frauen, die ihn anhimmelten, und einer großen Klappe, die ich damals als unbezahlbaren Charme empfunden hatte. Außerdem hatte ich, nachdem er Schluss gemacht hatte, die anderen tuscheln gehört, dass er sich bereits in unserer gemeinsamen Zeit mit anderen getroffen hatte. Doch das war nun Geschichte und ich hatte daraus gelernt: Nie wieder würde ich wegen so einem falschen Aas Tränen vergießen. Was ich brauchte, war ein anständiger Junge mit Herz, Treue und Respekt gegenüber Frauen – nicht so einen oberflächlichen Schönling. Nach unserer Beziehung hatte ich mir geschworen, mich nie wieder mit solchen Typen einzulassen. Daran würde ich festhalten, komme was wolle.

Kopfschüttelnd wandte ich mich ab, genau als Bianca die Stufen hinuntersauste und sich grinsend bei mir einhakte. Schlitternd kam sie zum Stehen, während ihre langen goldblonden Haare vor und zurück wippten. Sie musste Mario und Claudia auch gesehen haben, aber wie immer versuchte sie mich abzulenken. »Wochenende, Baby! Endlich. Ich kann es kaum erwarten, morgen auszuschlafen, ohne vom Geklingel meines Weckers geweckt zu werden. Wir sind Sklaven der Zeit, auf Ewigkeit dazu verdammt, unser Leben

nach Terminen zu richten. Es ist zum Heulen.«

Ihre Worte brachten mich zum Schmunzeln, bevor ich meinen Senf dazu abgab. »Amen, Schwester! Ich möchte deine Freude ja nicht bremsen, aber am Wochenende steht wieder ein Lernmarathon an. Das ist dir doch klar? Wenn ich an die Prüfungen denke, wird mir schon jetzt übel.«

Nicht, dass ich schlecht in der Schule war, aber Prüfungssituationen bedeuteten für mich vor allem eines: psychischer Stress.

»Wollen wir bei dir oder mir lernen?«, fragte mich Bianca.

Meine Gedanken wanderten zu Großmutter, die seit ihrer letzten Lungenentzündung noch immer schwach war. »Wäre es für dich okay, wenn du morgen Nachmittag zu mir kommst?«

»Klar, gerne. Bin immer bereit, wenn du für Schandtaten zu haben bist.«

Bianca hüpfte über eine Pfütze, wobei sie mir fast den Arm auskugelt hätte, wenn ich nicht schnell hinter ihr hergehastet wäre. Trotzdem musste ich lachen und sofort fühlte ich mich wieder besser. Diese Wirkung hatte sie schon immer auf mich. Sie war nicht ohne Grund seit dem dritten Jahr Kindergarten meine beste Freundin, nachdem ihre Eltern nach Stockerau umgezogen waren. Wir hatten uns angefreundet, als sie beim Laufen hingefallen war und sich ihr Knie angeschlagen hatte. Zu dieser Zeit war ich in einer Phase, in der ich ständig Krankenschwester spielte. Ich schreckte zum Beispiel nicht davor zurück, meinen Teddybären mit einem Kopfverband und mehreren Pflastern zu *verschönern*. Deswegen waren auch an diesem Tag mehrere bunte Pflaster in meinem Kinderrucksack gewesen. Bevor Bianca hatte anfangen können zu weinen, hatte ich ihr eines auf ihr Knie geklebt. Dabei hatte ich darauf geachtet, ein blaues Pflaster zu verwenden, passend zu ihrer dicken Strumpfhose, die sie unter dem Kleidchen trug. Nach getaner Arbeit betrachtete ich stolz mein Werk und grinste sie an: »Siehst du, das Pflaster passt zu deiner Strumpfhose.«

Neugierig hatte sie auf ihr Knie geblickt, aber dann skeptisch zu mir hochgesehen: »Meine Strumpfhose ist aber lila. Hast du auch ein rosa

Pflaster?«

Sofort hatte ich mich gebückt, in meinem Rucksack herumgewühlt und schließlich alle Pflaster neben uns auf dem Boden verstreut. Das ganze endete damit, dass Bianca fünf verschiedene Pflaster auf dem Knie hatte und wir von da an immer alles gemeinsam machten.

Wir plauderten noch ein wenig und kamen kurz darauf an der Bushaltestelle an, die bereits von unzähligen Schülern bevölkert wurde. Bianca drückte mir zum Abschied mit den Worten »Ich ruf dich heute Abend an« einen Kuss auf die Wange und verschwand in dem nächsten Bus, der um die Ecke bog. Danach machte ich mich ebenfalls auf den Nachhauseweg. Aber zu Fuß, da wir nur zwei Querstraßen weiter in einer kleinen Wohnung im vierten Stock wohnten. Bei jedem Schritt, den ich tat, begleitete mich ein flaes Gefühl.

Als ich in die Wohnung trat, spürte ich sofort, dass etwas anders war. Normalerweise hatte Großmutter immer schon für uns gekocht oder etwas zu Essen bestellt, wenn ich nach Hause kam. Aber heute hörte ich keinen Mucks und es lag auch kein Essensgeruch in der Luft. Gerade als ich in die Küche treten wollte, läutete mein Handy mit der bekannten *One-Republic*-Melodie, die ich nur für eine Person reserviert hatte. Ich hob ab, um Nathans Stimme zu hören, der sofort hastig auf mich einredete ... – im nächsten Moment fiel mein Schlüssel klirrend zu Boden.

Johnny 5 Wochen vor dem Abflug

Dampf stieg in mein Gesicht und ich rührte fester, damit die Soße nicht anbrannte. Nicht, dass mir das oft passierte, aber heute war ich nicht so in meinem Element. Das Essen bestand zwar nur aus Pasta Asciutta, aber ich verwendete nicht diese billigen Fertigpulvermischungen, sondern kochte

meine eigene Variation mit faschiertem Fleisch, Tomaten, Oliven und reichlich Knoblauch. Es war kein À-la-carte-Essen, aber immerhin genau das, was Nathan brauchen würde. Eine Menge Kohlenhydrate, damit er sein Gehirn noch für ein paar Stunden nutzen konnte.

Er hatte kurz vor zehn Uhr Abends angerufen, dass er sich bald vom Landesklinikum Stockerau auf den Weg zurück in unsere Wohnung machen würde. Den ganzen Tag war er bei seiner Großmutter im Krankenhaus gewesen, nachdem er von einer Stationskrankenschwester angerufen und informiert worden war, dass sie einen Herzinfarkt gehabt hatte. Ich konnte zwar nicht aus eigener Erfahrung sagen, wie es war, wenn es einem Verwandten, der einem so nahe stand, dermaßen schlecht ging. Zumindest aber versuchte ich nachzuempfinden, wie Nathan sich fühlte. Mir war klar, wie sehr er an seiner Großmutter hing, da sie ihn und seine Schwester quasi alleine großgezogen hatte. Er redete nur positiv von ihr, er liebte sie.

Aber nicht nur, dass er sich nun Sorgen um sie machen musste, ich wusste auch, dass ihm morgen eine schwere Prüfung bevorstand. Seit zwei Wochen hatte er englische Vokabeln für sein Studium an den Schränken im Badezimmer und an der Toilette befestigt. Aber nicht den normalen Scheiß, sondern kompliziertes Business-Englisch, bei dem sogar ich mit meinen eigentlich passablen Englischkenntnissen ausstieg und das, obwohl ich zweimal für einige Monate in fremdsprachigen Ländern unterwegs gewesen war.

Da schwang auch schon die Tür auf und Nat schleppte sich in die Küche. Mit einem tiefen Seufzer ließ er sich auf einem der Barhocker nieder. »Hi, Kumpel. Alles klar bei dir?«

Typisch Nat, dass er sich immer zuerst um andere sorgte, egal wie schlecht es ihm ging. Müde wischte er sich über die Augen und gähnte. Nachdem ich eine Kanne Filterkaffe aufgesetzt hatte, klatschte ich das Essen auf einen Teller und stellte es Nat hin. »Danke, alles bestens. Aber wie geht's dir und deiner Großmutter? Iss das und erzähl.«

Nickend dankte mir Nat, bevor er sich auf die Nudeln stürzte und mit vollem Mund zu reden begann. »Es war grauenhaft. Überall Schläuche und Kabel und Oma hat so winzig in diesem Krankenbett ausgesehen.«

Er fuhr sich durch die blonden Locken, sein Blick driftete kurz in die Ferne. »Es sieht nicht gut aus. Meine Schwester trifft es besonders hart, eigentlich muss sie dringend für ihren Abschluss lernen. Sarah will zwar nicht wahrhaben, wie es um Oma steht, aber ich fürchte, dass sie nicht so schnell wieder rauskommt ... falls überhaupt.«

Das verschlug mir für einen Moment die Sprache, ich hatte nicht gedacht, dass es so schlimm um sie stand. »Das tut mir leid ... Kann ich irgendetwas tun?«

Nat lächelte schwach. »Hast du das nicht schon? Danke. Hau dich lieber ins Bett. Du musst früh raus. Oder hast du morgen keine Schicht?«

Während ich die restliche Soße in einen Behälter füllte und in den Kühlschrank stellte, nickte ich bejahend. »Stimmt, Punkt fünf muss ich dort sein, um bei den Vorbereitungen zu helfen.«

Seit ich vor sechs Monaten aus Amerika zurückgekommen war, jobbte ich als Frühstückskellner im *Radisson Blu Palais Hotel*, direkt am Parkring. Eine feine Adresse in Wien, vollgestopft mit gut betuchten Damen, die gerne zu viel Trinkgeld gaben. Mir konnte das mehr als Recht sein. Nur das Aufstehen war die Hölle.

»Du weißt, wie streng meine Chefin ist, da gibt es kein Zuspätkommen.«

Bei meinen Worten prustete Nat los: »Ja klar, als ob du sie nicht schon längst um den Finger gewickelt hättest mit deinen tiefblauen Augen«, wobei er das Wort *tiefblau* mit den Fingern in Anführungszeichen setzte und zu quietschen versuchte, wie es eine Bekannte von uns letzten Samstag auf einer Party getan hatte. Verspielt klimperte ich mit den Wimpern und lehnte mich an die Küchenzeile. Wieder musste Nat schmunzeln, wobei er dieses Mal schluckte, bevor er weiterredete: »Hör auf mit dem Scheiß. Verdammt, wenn ich eine Braut wäre, würde ich auch auf dich stehen. Aber weißt du was?« Nun

tippte er mit der leeren Gabel in meine Richtung. »Ich würde nie mit dir ins Bett gehen, weil ich Angst vor Syphilis hätte.«

Theatralisch griff ich mir mit der Hand an die Brust und verzog schmerzverzerrt das Gesicht. »Das tut weh! Dabei wärst du so eine geile Schnitte, mit deinen blonden Locken und braunen Augen. Du brichst mir das Herz.«

Endlich erreichte Nats Lächeln auch wieder seine Augen und ich atmete innerlich erleichtert auf, bevor ich weiter blödelte. »Du bräuchtest dir gar keine Sorgen darum zu machen, Schatz. Ich nehme doch immer ein Kondom.«

»Zum Glück«, betonte er laut, »für die ganze Stadt, sonst würden drei Viertel der Frauen bereits krank im Spital liegen.«

Damit brachte er auch mich zum Lachen. »Du bist ein Idiot.«

Anstatt mir eine schnelle Retourkutsche zu verpassen, zwinkerte er mir zu und stopfte sich genüsslich den nächsten Happen in den Mund. »Deshalb ist es auch keine schlechte Idee, wenn du wieder losziehst, um die Frauen anderer Städte zu beglücken, damit unsere in Frieden weiterleben können. Weißt du schon, wann es soweit ist?«

Eigentlich hatte ich vorgehabt, spätestens im Herbst aufzubrechen und wieder für einige Zeit in Amerika herumzustreunen. Doch so wie mich Nat jetzt anguckte, wie ein zurückgelassener Welp, meldete sich mein schlechtes Gewissen. Daher zuckte ich mit den Schultern. »Keine Ahnung. In den nächsten Monaten vielleicht. Warum?«

Er fragte nicht grundlos, etwas in seinem Blick machte mich unruhig, aber ich konnte nicht sagen was oder warum. Wir hatten die letzten Wochen schon einige Male darüber geredet. Bisher hatte er noch nie Probleme damit gehabt, dass ich manchmal für drei, vier Monate aus dem Land verschwand. Nat leckte die Gabel ab und stellte das Geschirr in die Spüle. »Nichts. Nur so.«

Damit war das Thema für ihn beendet und ich war auch nicht scharf darauf, zu ergründen, was diesbezüglich in ihm vorging. Wenn er wollte, dass

ich meine Pläne verschob, aus welchen Gründen auch immer, hatte ich kein Problem damit. Aber ich würde es ihm sicherlich nicht aus der Nase ziehen. Wenn er was wollte, konnte er es einfach und direkt ansprechen. Aber Nat sagte nichts mehr dazu.

Wir redeten noch ein paar Minuten über anderes, bis ich mein Gähnen nicht mehr zurückhalten konnte und Nat sich eine Tasse Kaffee eingeschenkt hatte, um sich danach auf seine Lernunterlagen zu stürzen. Es war bereits elf Uhr und wenn ich morgen nicht verschlafen wollte, musste ich ins Bett. Nachdem ich ihm alles Gute für die Prüfung gewünscht hatte, drehte ich mich um und ging auf mein Zimmer zu. Doch bevor ich es erreichte, rief er meinen Namen: »Johnny.«

Ich blieb stehen und drehte mich um. »Ja?«

»Danke für das Essen und ...«, er zögerte kurz und sprach dann schnell weiter, »... für die Ablenkung. Das hab' ich gebraucht.«

Nat kannte mich nach all den Jahren zu gut, ich war doch nicht so subtil vorgegangen, wie ich gedacht hatte. »Immer, Mann.«

2. Kapitel

The Script – »If you could see me now«



Sarah – 2 Wochen vor dem Abflug

Die Prüfungen waren nun seit über einer Woche vorüber und ich hatte sogar mit guten Noten meinen Abschluss gemacht. Aber fühlte ich mich jetzt so, wie ich es mir immer vorgestellt hatte? Waren diese Freiheit und Leichtigkeit spürbar, von der ich geträumt hatte? Nein, keine Spur davon, kein Funken von Unbeschwertheit – alles, was ich empfinden konnte, waren Wut und Trauer. So stark, dass sie mir manchmal die Luft nahmen. Es hätte alles anders kommen sollen, aber da wollte das Leben wohl einfach nicht mitspielen.

Keine Woche nachdem Großmutter ins Krankenhaus gekommen war, hatte sie einen zweiten Infarkt erlitten, den sie nicht überlebte. Und das, obwohl sie unter Aufsicht der Ärzte und Krankenschwestern gestanden hatte.

Was hatten die getan? Geschlafen oder Karten gespielt? Anders konnte ich mir nicht erklären, wie ein Mensch unter deren Fingern einfach wegsterben konnte. Ein warmherziger, witziger, liebevoller Mensch – in einem Moment noch hier und im nächsten für immer verschwunden. Es war wie ein böser Traum, aus dem ich einfach nicht aufwachte, egal, was ich tat.

Mit halb geschlossenen Lidern blickte ich auf das Flugticket. Es lag vor mir auf dem Schreibtisch und ich drehte es immer wieder mit der linken Hand um, unentschlossen, was ich damit machen sollte. Sowieso wusste ich nicht mehr viel – weder, was ich mit mir noch, was ich mit meinem ganzen Leben anfangen sollte. Ich war ratlos und es war niemand mehr hier, der mir

Ratschläge geben konnte.

Meine Beine hatte ich unter dem Drehsessel verkeilt und mein Kopf ruhte auf dem Arm, mit dem ich mich auf dem Tisch abstützte. Diese Position behielt ich bereits seit einer halben Stunde bei und allmählich bemerkte ich Verspannungen im Nacken sowie ein Ziehen im Arm. Aber auch der Schmerz in meinem Körper half nicht, die Trauer zu ersticken. Ich unterdrückte die Tränen und schluckte die Bitterkeit hinunter. Trotzdem zitterte meine Unterlippe vor stummem Kummer und ich atmete einige Male tief ein. Die letzten Tage und Wochen hatte ich fast ständig geweint, wenn ich alleine war. Und langsam glaubte ich, keine Flüssigkeit mehr in mir zu haben. Aber das verhinderte nicht, dass meine Brust und meine Kehle eng wurden, bis ich keine Luft mehr bekam. Es fühlte sich an, als würde mein Kiefer bersten, da ich meine Zähne so fest aufeinanderpresste, um der Traurigkeit Herr zu werden. Aber es half nichts, es gab *nichts*, das helfen konnte.

Nat hatte die letzten zwei Wochen nach dem Tod unserer Großmutter hier geschlafen, war gestern Abend aber wieder Richtung Wien gefahren. Seitdem wusste ich nichts mehr mit mir anzufangen. Die Wohnung erdrückte mich, jetzt, wo ich ganz alleine hier saß. Ich musste auf der Stelle raus, bevor ich keine Luft mehr bekam.

Eine halbe Stunde später kam ich am Friedhof an. Mit einem kleinen Blumenstrauß in den Händen und hängendem Kopf marschierte ich zu Großmutter's Grab. Ich musste mit ihr reden, auch wenn sie mir nicht mehr antworten konnte. Obwohl es vielleicht bizarr klang, war ich ihr am Friedhof immer noch näher als in unserer Wohnung. Dort konnte ich im Geiste ihr ansteckendes Lächeln sehen, ihre Lebensfreude spüren, die sie immer wieder versucht hatte, an uns weiterzugeben.

Kurz bevor ich um die letzte Ecke bog, hörte ich eine mir bekannte

Stimme. Eine, die mich stolpern ließ und mich fast dazu brachte, den Strauß fallenzulassen.

Was hat sie hier zu suchen, jetzt, nachdem alles vorbei ist? Bis auf ein paar Schluchzer zwischen den Worten klang sie eigentlich normal, doch bei ihr konnte man sich nie ganz sicher sein.

Was will sie?

Plötzlich fühlte ich mich wieder unsicher und verängstigt wie ein kleines Kind. Langsam ging ich ein paar Schritte weiter und schielte, hinter einem Baumstamm verborgen, zum Grab hinüber. Dort saß sie, die blonden verfilzten Haare waren länger als letztes Mal. Sie fielen über ihre Schultern, die unter dem löchrigen dunklen Trägertop hager wirkten.

Dann hörte ich sie kurz laut auflachen, schon im nächsten Augenblick wurde sie wieder von Schluchzern geschüttelt. Ihre Stimme schwang über den Rasen und die Gräber zu mir herüber und wickelte sich wie ein enges Band um mich. Wut stieg in mir auf und mein inneres Kind verschwand dorthin, wo es hergekommen war. Mit ein paar schnellen Schritten war ich hinter ihr. Bevor ich mich bremsen konnte, fuhr ich sie wütend an: »Was willst du hier?«

Erschrocken wirbelte sie herum, das Gesicht tränennass, ihre dunklen Augenringe mit Mascara verschmiert. Schnell fischte sie ein Taschentuch aus ihrer Hosentasche und versuchte, damit ihr Gesicht wieder trocken zu wischen. Langsam rappelte sie sich auf und kam mit geöffneten Armen auf mich zu. »Da ist ja meine Kleine. Wie geht es dir?«

»Hallo, Mutter«, sagte ich und machte gleichzeitig einen Schritt zurück. Ich wusste, wie sehr sie es hasste, wenn ich sie so nannte – distanziert und kühl. Auch wenn es gemein von mir war und ich die Kränkung auf ihren Zügen sehen konnte, war ich beim besten Willen nicht dazu fähig, sie jetzt *Mami* zu nennen. Außerdem, was war das für eine Frage? Wir waren auf dem Friedhof, an dem Grab meiner Großmutter, der Frau, die sich um mich gekümmert hatte, weil meine eigene Mutter dazu nicht fähig gewesen war.

Zögerlich ließ sie ihre Hände wieder fallen, spielte aber hektisch am Taschentuch herum, bis es zerfleddert war und sie es zitternd zurück in die Tasche schob. Ihre Augen richteten sich auf mich, dann wieder zurück auf das Grab, schweiften in die Ferne und landeten schließlich wieder bei mir. Da sie keine Anstalten machte, irgendetwas zu sagen, ging ich seufzend um sie herum und legte den Strauß auf das Grab. Bevor ich mich wieder erhob, um mich meiner Mutter zu stellen, schloss ich für einen Moment die Augen und versuchte Kraft zu sammeln. Trotzdem kamen die mir bekannten Gefühle der letzten Tage wieder in mir hoch, als ich mich zu ihr umdrehte, nur dieses Mal aus einem anderen Grund. Ich war unbeschreiblich wütend auf meine Mutter und gleichzeitig traurig, sie so verwahrlost und verloren zu sehen. Daher konnte ich nicht anders und zog meine Weste aus, half ihr hinein und führte sie Richtung Ausgang. »Na los, komm. Lass uns nach Hause gehen.«

Einige Zeit nachdem wir in der Wohnung angekommen waren, erschien Nat und steckte ungläubig seinen Kopf in die Küche, wo wir schweigend an dem kleinen runden Tisch saßen. Meine Mutter und ich hatten auf dem Weg zur Wohnung kein Wort gesagt und ich hatte die Gelegenheit genutzt, Nat per SMS über ihr Auftauchen zu informieren. Ich konnte gar nicht in Worte fassen, wie froh ich war, dass er sofort in den Zug gesprungen und zurückgekommen war, damit wir uns ihr gemeinsam stellen konnten. Zum Glück war Stockerau nur eine halbe Stunde von Wien entfernt.

»Hallo, Ma?«, fragte er, als könnte er nicht richtig glauben, dass sie tatsächlich hier war.

Sie sprang von ihrem Stuhl auf, wohl erleichtert, nicht mehr mit mir alleine sein zu müssen, und umarmte ihn. Er ließ es geschehen und stellte dieselbe Frage, auf die ich schon keine Antwort bekommen hatte.

»Was ... was machst du denn hier?«

Nur, dass er dabei nicht so kalt klang wie ich. Auch unsere Mutter hörte die Besorgnis in seiner Stimme und lächelte ihn erfreut an. Ein schlechtes Gewissen bohrte sich in meine Brust und ich umschloss meine hochgezogenen Knie noch fester, konnte meinen versteinerten Griff um meine Beine nicht lösen.

»Ich habe gehört, was passiert ist und ich ... ich musste doch kommen, um jetzt auf euch aufzupassen.«

Na klasse, dafür kommst du genau zehn Jahre zu spät, dachte ich, verkniff mir aber jeglichen Kommentar. Ich wusste nicht, ob ich heulen oder loslachen sollte, deswegen tat ich einfach gar nichts. Die beiden setzten sich an den Tisch und Mum hielt ihre Hand über Nats, die auf der Tischplatte ruhte. Ihre andere Hand zitterte etwas, als sie sich eine blonde Haarsträhne hinter das Ohr schob. »Ich weiß, ihr seid enttäuscht von mir und es tut mir furchtbar leid, was alles passiert ist ...« In der Pause, die folgte, huschten ihre Augen für den Bruchteil einer Sekunde zu mir, bevor sie sich wieder auf Nat fokussierten. Er war schon immer der Weichere, Nachgiebigere von uns beiden gewesen. Ich war einfach zu stur und das wusste sie. »... Aber ich möchte mich ändern. Ich bin wieder clean – kein Alkohol und kein Kokain mehr – und ich möchte auch wieder meine Medikamente nehmen. Es wird alles gut, ihr werdet sehen. Ich habe auch schon einen Termin bei einem Arzt.«

Diese Ansprache kannten wir schon, das letzte Mal hatten wir sie vor gut zwei Jahren gehört. Nun konnte ich mich doch nicht zurückhalten, ich war zu verbittert über Großmutter's Tod und die Unfähigkeit dieser Frau, uns eine Mutter zu sein, als wir sie gebraucht hatten.

»Warum sollte es dieses Mal funktionieren? Ist ja nicht so, dass es jetzt leichter wäre.«

Eine einfache neutrale Feststellung, bezogen auf die letzten Jahre. Meine Stimmlage war nicht gehässig oder gemein, sondern ganz sachlich. Dennoch zuckte meine Mutter unmerklich zusammen, fasste sich aber gleich darauf

wieder und bedachte mich mit einem so klaren Blick aus ihren grünen Augen, dass ich eine Gänsehaut bekam. Diesen Blick hatte ich so viele Jahre nicht mehr an ihr gesehen.

»Weil ich meine Fehler kenne. Weil ich so vieles falsch gemacht habe und weil ich nicht mehr die Chance hatte, mich bei meiner Mutter zu entschuldigen, sie um Vergebung zu bitten. Ich will das nicht auch mit euch durchmachen.«

Mir verschlug es bei ihren Worten die Sprache, nein, sogar den Atem. Aus dem Augenwinkel sah ich, wie Nat heftig blinzelte, aber er verlor keine Träne. Ich war nicht so stark wie er und konnte bereits eine feuchte Spur auf meiner Wange spüren. Zu mehr als zu dieser Reaktion war mein Körper nicht fähig, ich war wie gelähmt. Meine Hände umfassten noch immer meine hochgezogenen Beine, wie erstarrt hielt ich mich an ihnen fest, um mich nicht zu verlieren. Zum Glück sprach Nat für uns, auch wenn ich nicht ganz seiner Meinung war.

»In Ordnung, Ma. Wenn du es wirklich willst, dann schaffen wir das.«

Ich hob mein Kinn, nickte und wischte dann meine nasse Wange an der Baumwollhose ab.

Vielleicht würde doch alles gut werden? Dennoch saßen mir Zweifel drohend im Nacken wie Monster, die in dunklen Ecken lauerten. Bedrohlich und die beste Gelegenheit abwartend, um zuzuschlagen und alle Hoffnungen platzen zu lassen. Nur die Zeit würde mich eines Besseren belehren können.

Die Nacht war bereits hereingebrochen und ich sah gedankenverloren aus dem Fenster, obwohl ein Buch aufgeschlagen auf meinem Schoß lag. Ein Klopfen brachte mich zurück in die Realität und Nat kam herein. »Sie schläft jetzt. Ich werde in meine Bude fahren und morgen mit ein paar Sachen zurückkommen, damit ich hier bleiben kann.«

Kopfschüttelnd lächelte ich schwach. »Das ist lieb von dir. Danke. Aber du musst nicht alles umkrepeln. Wir schaffen das schon. Du musst doch zur Uni gehen. Es ist am praktischsten, wenn du in Wien bleibst.«

»Und was ist mit *dir*? Nein, das ist schon okay. Außerdem sind in zwei Wochen Sommerferien und daher ist es kein Problem, wenn ich den Sommer hier verbringe.«

Nat setzte sich zu mir und blickte mich mit diesem Gesichtsausdruck an, den ich nur zu gut kannte. Ich steckte das Lesezeichen in das Buch, legte es beiseite und schenkte ihm meine ganze Aufmerksamkeit. »Was gibt es noch? Du machst ein Gesicht, als hättest du in eine Zitrone gebissen.«

»Du hast Recht. Es gibt da noch etwas, über das wir reden müssen und das dir nicht gefallen wird. Es geht um deine geplante Reise nach Amerika. Er weiß noch nichts von seinem Glück, aber Johnny wird dich begleiten.«

Bei seinen Worten versteifte ich mich augenblicklich und es lief mir eiskalt über den Rücken.

Johnny? DER Johnny? Das konnte er doch nicht ernst meinen!

Johnny – 12 Tage vor dem Abflug

»Dankeschön für deine Hilfe, Jonathan«, sagte Frau Wagner und nahm mir die schmutzigen Teller ab, um sie in den Geschirrspüler zu räumen.

»Kein Problem. Ich danke Ihnen für das Essen und die Einladung.«

Ich war verwirrt, warum sie mich extra eingeladen hatten. Es war zur Gewohnheit geworden, dass ich die zwei Kleinen ohne Einladung einmal im Monat besuchen kam. Aber gegen gute alte Hausmannskost zwischendurch hatte ich auch nichts einzuwenden. Frau Wagner richtete sich auf, stützte sich mit den Armen auf die Küchenzeile und sah mich mit großen Augen an, so dass ich nicht einfach wieder Richtung Esszimmer abhauen konnte. Ich wusste, etwas war im Busch und ich hatte das Gefühl, dass es mir nicht gefallen würde. Da öffnete sie auch schon den Mund: »Ich wollte einen Moment alleine mit dir reden.«

Jep, das war's. Sie wollten wahrscheinlich nicht, dass ich weiterhin Kontakt zu Stefan und Anja hatte. Aber ich verstand nicht warum. Okay, mein Lebensstil war nicht für jeden etwas, aber bisher hatten sie kein Wort darüber verloren. Zugegeben, sie wussten auch nicht genau, wie ich mein Leben gestaltete. Oder etwa doch? Aber wie konnten sie von den ganzen Frauen erfahren haben? Vielleicht war eine darunter gewesen, die eine Tochter ihrer Freunde war, eine Nichte oder eine andere Verwandte? Verdammte, die Welt war einfach zu klein und die Menschen darin tratschten zu viel. Unruhe machte sich in mir breit und in meinen Fingern kribbelte es. Aber ich unterdrückte das Gefühl und widerstand dem Drang, mit den Fingern über meine Augenbraue zu streichen. »Klar, worum geht's?«

Mir fiel auf, wie sich ihr Körper anspannte und sie von einem Bein auf das andere trat. »Es ist wegen Stefan und Anja.«

Das ist mir klar. Nachdem ich meinem vorigen Impuls doch nachgegeben und über meine rechte Augenbraue gestrichen hatte, richtete ich mich zur vollen Größe auf, die immerhin um die 1,85 m betrug, und verschränkte die Arme vor der Brust. Wenn sie mir die Kleinen vollkommen wegnehmen wollten, würde ich das hier für sie kein bisschen leicht machen.

»Wir, also Tom und ich, wir wissen, wie viel dir an ihnen liegt, daher wollten wir es dir zuerst sagen.«

Natürlich lag mir viel an ihnen! Wir hatten so viel miteinander durchgemacht. Ich hatte mit ihnen gemeinsam bei meiner sechsten oder siebten Pflegefamilie gewohnt, so genau hatte ich zu diesem Zeitpunkt nicht mehr mitgezählt. Jedenfalls war ich um die fünfzehn Jahre alt gewesen und hatte zwei Jahre dort verbracht, bis ich endlich jemanden von dieser Scheißbehörde überzeugen konnte, uns in einer anderen Familie unterzubringen. Für mich war es nicht die schlimmste Unterkunft gewesen. Ich hatte von einem anderen Pflegevater schon Schläge abbekommen und war in ein kleines, fensterloses Zimmer gesperrt worden, wenn ich Ärger gemacht hatte. Aber in der Unterkunft von Anja, Stefan und mir war selten geheizt

worden und nicht immer hatte es etwas zu essen gegeben. Anja war damals erst zwei und Stefan sieben Jahre alt gewesen – das konnte ich nicht mit ansehen. Sie waren mir damals beide viel zu schnell ans Herz gewachsen. Normalerweise versuchte ich Abstand zu halten, mich nur um mich selbst zu kümmern, aber diese zwei wollten einfach nicht lockerlassen und nun waren sie noch immer in meinem Leben.

Als ich mich damals gegen unsere Pflegefamilie durchgesetzt hatte, waren sie erst zu einer ganz netten Familie gekommen. Die allerdings hatten später selbst ein Kind bekommen und Anja und Stefan wieder weitergereicht – zum Glück an die Wagners. Was wollte Frau Wagner mir bloß sagen?

Entweder, dass Anja und Stefan wieder die Familie wechseln müssten oder dass sie mich als schlechten Einfluss sahen und ich nicht mehr vorbeikommen durfte. Zwei beschissene Szenarien, aber beide möglich.

»Und, was wäre das?«

»Wir werden es ihnen gleich sagen und wollten dich vorwarnen, damit du dich nicht vor den Kopf gestoßen fühlst. Wir möchten sie adoptieren und haben endlich das Okay von den Behörden bekommen. Wir werden bald eine offizielle Familie sein.«

Wow, *das* waren wirklich Neuigkeiten – *das* war wie ein Sechser im Lotto! Als Kind war es so gut wie unmöglich, noch eine feste Familie zu bekommen. Alle wollten nur süße, kleine Babies, die noch mit der Flasche gefüttert und gewickelt werden konnten. Der unglückliche Rest – wir – blieb auf der Strecke und wurde *zurückgegeben* in das triste Roulette der Pflegefamilien.

Endlich fand ich meine Stimme wieder, auch wenn sie noch etwas dünn klang. »Das ist toll! Ich ... ich bin zwar überrascht, aber ich freue mich für die Zwei und natürlich für euch. Das ist ein großer Schritt.«

Erleichtert kam Frau Wagner um die Küchenzeile herum und drückte mich kurz. »Danke. Ich wusste nicht, wie du dazu stehen würdest. Wir wollen sie dir nicht wegnehmen, du kannst natürlich nach wie vor zu Besuch kommen.«

Bei ihren Worten zog etwas in meiner Magengegend, aber ich schüttelte das Gefühl ab. Sie strahlte mich derart an, dass ich mich wie geblendet fühlte und den Wunsch nach einer Sonnenbrille verspürte, um dieses 1000-Watt-Lächeln zu dimmen. Ich wischte mir erneut über die Augenbraue mit dem Piercing. »Vielen Dank, das bedeutet mir viel. Etwas Besseres konnte den beiden gar nicht passieren, Sie sind tolle Eltern.«

Ihr Lächeln wurde noch breiter und ich konnte nicht mehr hinsehen. Daher drückte ich sie noch einmal kurz und dann machten wir uns auf den Weg zu den beiden Rackern.

Wie erwartet nahmen die Zwerge diese Neuigkeit genauso auf, wie ich erwartet hatte. Anja hüpfte in ihrem Kleidchen durch die Gegend, schwang ihren glitzernden Spielzeug-Feenstab und summte glücklich vor sich hin. Stefan blieb etwas verhaltener, aber nach dem ersten Unglauben – der typischen Skepsis von langjährigen Pflegekindern – bekam auch er das Grinsen nicht mehr aus dem Gesicht. Später schmiedeten sie bereits ihre ersten Vorhaben und Urlaubspläne, sobald die Adoption durch sein würde. Stefan und Frau Wagner plapperten ohne Pause. Man musste bereits befürchten, dass sie keine Luft mehr bekommen würden. Herr Wagner blieb ruhig im Hintergrund, streichelte aber mit einem zufriedenen Leuchten in den Augen die ganze Zeit die Schulter seiner Frau.

Es tat gut, sie alle so glücklich zu sehen, diese Freude mit ihnen teilen zu können und zu wissen, dass sie es sicherlich auch in Zukunft schön haben würden. Sie waren nun eine Einheit, eine richtige Familie, und ich freute mich wirklich mit ihnen. Aber verdammt, es tat auch höllisch weh. Obwohl ich es nicht wollte und wusste, dass ich deswegen ein Arschloch war, regte sich eine Spur Eifersucht in mir. Nicht wirklich auf Anja und Stefan, sondern allgemein auf das, was sie oder andere Kinder hatten, die bei jemandem

untergekommen waren. Diese Zugehörigkeit würde ich nie kennenlernen und auch wenn ich mir vor meinen Freunden nichts anmerken ließ, war es mir nicht egal. Vorher waren Anja und Stefan so etwas wie Geschwister für mich gewesen, wenn auch nicht blutsverwandt. Aber nun brauchten sie mich nicht mehr. Das Angebot, die beiden weiterhin zu besuchen war zwar nett gemeint, aber es war irgendwie nicht mehr das Gleiche. Sie waren jetzt mit den Wagners eine Einheit und ich stand außen vor.

Kopfschüttelnd ging ich nach dem Essen durch die Gassen unter dem dämmrigen Himmel und fragte mich selbst, was ich schon anderes zu erwarten hatte. Es war immer das Gleiche, so war mein Leben. Scheiß drauf. Für mich wurde es wieder Zeit, meine Zelte abubrechen und die Welt zu erkunden. Mein Vorhaben, erst im Herbst aufzubrechen und zu warten bis die beiden in die Schule gingen, konnte ich nun ohne schlechtes Gewissen sausenlassen. Der nächste Trip konnte kommen, besser früher als später. Vielleicht waren Anja und Stefan ohne mich sogar besser dran?

Sarah – 10 Tage vor dem Abflug

Beim Gespräch mit Nat über meine Reise hatte ich mich im ersten Moment geweigert, sie *überhaupt* anzutreten. Wir machten gerade einfach eine zu schwierige Zeit durch. Großmutter's Tod und dann die Rückkehr unserer Mutter – das war nicht leicht zu verkraften. Wie sollte ich all dem den Rücken kehren und Nat mit unserer Mutter alleine lassen? Doch Nat hatte so lange auf mich eingeredet und versprochen auf sie aufzupassen, bis ich klein beigab. Natürlich hatte Nat seine Bedingung, dass ich gemeinsam mit Johnny fahren sollte, erst dann gestellt. Der Vorschlag meines Bruders löste bei mir noch immer keine Begeisterungstürme oder Quietschtiraden mit Herumgehüpfe aus, sondern mittlerweile eher frustrierte Akzeptanz.

Was ich bereits als großen Fortschritt wertete, da ich ziemlich aufbrausend reagiert hatte, als er mich eindringlich darum gebeten hatte. Zu meiner Schande musste ich gestehen, dass ich sogar laut geworden und in

meinem Frust etwas nach ihm geworfen hatte. Zwar nur einen Teddy, aber immerhin. Ich hatte mir einfach nicht vorstellen wollen, diese Reise – meinen jahrelang gehegten Traum – an der Seite dieses Typens zu verbringen, mit dem ich nur schlechte Erinnerungen verband.

Aber ich konnte Nat seine Bitte nicht verdenken. Ich war nicht die Einzige, die Großmutter verloren hatte und konnte verstehen, dass er mich in Sicherheit wissen und nicht alleine auf einem fremden Kontinent herumstreifen lassen wollte. Irgendwie würde ich mich damit abfinden, wenn Nat dadurch nachts besser schlafen konnte.

Ausschlaggebend für mich war auch gewesen, dass laut Nat Johnny ebenfalls leidenschaftlicher Musiker war und Gitarre spielte. Die Aussicht, mit ihm womöglich in einem Club in Amerika aufzutreten und dadurch Geld fürs Reisen zu verdienen, war sehr verlockend – denn alleine würde ich mich das niemals trauen. Nicht, dass ich generell ein Angsthase war. Aber alleine auf eine Bühne zu steigen und meine Gitarre, meine Musik, vor anderen – vor Fremden – zu spielen, bereitetet mir beim bloßen Gedanken daran Magenschmerzen.